Richard Purkarthofer **Kierkegaard**

Das Denken von Sören Kierkegaard (1813–1855) kreist um die Existenz, um die Wirklichkeit des Menschen. Kennzeichnend für diesen ist die Verzweiflung, was vor allem in der Schrift *Die Krankheit zum Tode* deutlich wird. Es gibt demnach keinen einzigen Menschen, der nicht tief im Innersten eine Unruhe, eine Disharmonie, Angst vor einer Daseinsmöglichkeit oder Angst vor sich selbst hat. Der Verzweifelte könne »scheinbar doch recht gut als Mensch dahinleben … und man merkt es vielleicht nicht, dass ihm im tieferen Sinn ein Selbst fehlt« (Sören Kierkegaard). Doch Purkarthofer zeigt auch die weniger bekannte Seite Kierkegaards, der zufolge der Mensch eigentlich nur eine einzige Aufgabe hat: sich selbst gegenwärtig zu sein. Wirkliches Menschsein bedeutet für Kierkegaard, in beständiger Freude zu sein.

Richard Purkarthofer studierte Skandinavistik und Philosophie in Wien, Kopenhagen, Budapest und Graz. Er ist Konsulent für Forschungs- und Übersetzungsprojekte, Verfasser zahlreicher Kommentare in der dänischen Neuausgabe *Søren Kierkegaards Skrifter*, Übersetzer vieler Kierkegaard-Texte in der neuen deutschsprachigen Ausgabe und viele Jahre Mitherausgeber von *Kierkegaardiana*. Er unterrichtete Philosophie und skandinavische Literatur u. a. an den Universitäten in Frankfurt/Main, Kopenhagen und Lissabon und war Research Fellow an der Hong Kierkegaard Library, St. Olaf College in Northfield, Minnesota sowie Resident Invited Scholar an der Universität Lissabon.

Grundwissen Philosophie

Kierkegaard

von
Richard Purkarthofer

Reclam

Wissenschaftlicher Beirat der Reihe
Grundwissen Philosophie:

Prof. Dr. Simone Dietz
Prof. Dr. Christoph Horn
Prof. Dr. Detlef Horster
Prof. Dr. Geert Keil
Prof. Dr. Corinna Mieth
Prof. Dr. Thomas Schmidt
Prof. Dr. Ludger Schwarte

2., durchgesehene und ergänzte Auflage
RECLAM TASCHENBUCH Nr. 20358
Alle Rechte vorbehalten
© 2005, 2014 Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
Reihengestaltung Grundwissen Philosophie: Gabriele Burde
Umschlagabbildung vorn: Zeichnung von N. C. Kierkegaard
Umschlagabbildung hinten: © Christian Møller Andersen
Gesamtherstellung: Reclam, Ditzingen
Printed in Germany 2014
RECLAM ist eine eingetragene Marke
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
ISBN 978-3-15-020358-3

www.reclam.de

ὁ δὲ ἀνεξέταστος βίος οὐ βιωτὸς ἀνθρώπῳ

»Denn das ungeprüfte Leben ist für den Menschen unlebbar«

Sokrates, Apologie 38a

»Nein, jetzt hör aber auf, Sören! Dir fehlt bei Gott nichts anderes als deine alte, dumme Gewohnheit, einen krummen Rücken zu machen. So wie du dasitzt, da muss man ja krank werden. Richte bloß den Rücken gerade, steh auf, dann ist die ganze Krankheit vorbei! So viel kann ich dir sagen.«

Johan Christian Lund, Sören Kierkegaards Schwager

Inhalt

Kierkegaard – ein Denker der Moderne 9
Leben und Werk 13
Ästhetik und Ethik 29
»Die Wiederholung« 35
Der Schauder des Gedankens 39
Das Paradox 49
Existenz und Mitteilung 56
Verzweiflung 72
Angst und Vergebung 84
Die Aufgabe des Menschen 90
Biografie – Thanatografie 102
Zu Stil und Form 110

Anmerkungen 115
Schriftstellerisches Werk 121
Kommentierte Bibliografie 125
Schlüsselbegriffe 132
Zeittafel 136

Kierkegaard – ein Denker der Moderne

»Wenn es kein ewiges Bewusstsein in einem Menschen gäbe, wenn allem nur eine wild gärende Macht zu Grunde läge, die, in dunklen Leidenschaften sich windend, alles hervorbrächte, was groß und was unbedeutend ist, wenn eine bodenlose Leere, unersättlich, sich unter allem verbergen würde, was wäre dann das Leben anderes als Verzweiflung? Wenn es sich so verhielte, wenn es kein heiliges Band gäbe, das die Menschheit verknüpfte, wenn ein Geschlecht nach dem anderen hervorgebracht würde wie das Laub im Walde, wenn das eine Geschlecht das andere ablöste wie der Gesang der Vögel im Walde, wenn das Geschlecht durch die Welt zöge wie das Schiff durch die Wogen, wie der Wind durch die Wüste, ein gedankenloses und unfruchtbares Treiben, wenn ein ewiges Vergessen, immer hungrig, auf seine Beute lauerte und keine Macht stark genug wäre, sie ihm zu entreißen – wie wäre dann das Leben leer und trostlos! Dennoch ist es ja nicht so, und so, wie Gott Mann und Weib erschaffen hat, ebenso formte er den Helden und den Dichter oder Erzähler.«[1]

Sören Kierkegaard (1813–1855) beginnt seine »Lobrede auf Abraham«, publiziert unter dem Pseudonym Johannes de silentio, mit diesem Blick auf den Menschen in der Moderne. Die Tradition, der Zusammenhang der Generationen, erscheint hier nicht nur als fraglich – das war sie mehr oder weniger immer schon –, sondern schlicht als unverständlich.
Keine Verallgemeinerungsfähigkeit, keine Evidenz, keine Ableitung aus einem ersten Prinzip – sei es Geist, Atom, Substanz, Subjekt oder Subjektivität –, keine einheitliche Methode und später dann auch keine Diskursrationalität oder verzweifelt »kleine Erzählungen« schützen den Menschen in der Moderne mehr vor der Einsicht in diese seine Situation: Ein vielfach fragmentiertes Wesen sieht sich einer Welt in Scher-

ben gegenüber. Das Sein selbst scheint brüchig geworden, das Denken noch viel mehr. *Furcht und Zittern* heißt das Buch, aus dem das obige Zitat stammt. Geschrieben wurde es 1843 in Berlin, in jener Stadt also, in der ein gutes Dutzend Jahre zuvor Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770–1831) noch ein letztes Mal versucht hatte, eine systematische und durchgängige Beschreibung und Erklärung der zusammenhängenden Wirklichkeit zu liefern. Die dialektische Methode, gestützt auf die Identität von Sein und Denken, bis Parmenides (ca. 515/510 – nach 450 v. Chr.) unausgesprochene, danach explizite Voraussetzung der abendländischen Philosophie, sollte den Zusammenhang der Wirklichkeit verbürgen und dessen Darstellung leisten. Mit imposanter Geste wollte Hegel die Wirklichkeit auf den Begriff bringen und damit in den Griff bekommen. Bloße Gestikulation! – tönt es vielfach aus den Schriften des dänischen Denkers.

Erstaunlich scharfsichtig hat Kierkegaard die Probleme, mit denen wir es vielfach auch heute noch zu tun haben, erfasst und beschrieben. Aktuell und lesenswert aber macht ihn, dass er sich nicht wehleidig aus der oben skizzierten Situation zurückgezogen hat. Der Dichter oder Erzähler nämlich kann dafür sorgen, dass der Gang des Menschen nicht wie der des Schiffes durch die Wogen ist. Er hat die Möglichkeit, einen Zusammenhang zu stiften, in dessen Erzählung der Mensch seine eigene Identität findet. Damit wurde Kierkegaard freilich auch zum Vorläufer jener Generationen von Theologen und Literaten, bei denen sich Spiritualität in die Literatur hinein flüchtete, vielfach auch verflüchtigte.

Gerade Kierkegaards literarische Kunst und die wesentliche Rolle, die sie für sein Denken spielte, ist nach wie vor zu wenig beachtet. Ob man ihn nun für den größten Prosaisten der dänischen Sprache hält, wie er selbst es tat, oder bloß für einen etwas schrulligen Theologen oder verstiegenen Philosophen: eine weitreichende Wirkung hatte und hat der dänische Denker allemal. Für seine Zeitgenossen war sie zunächst

in dem auf eigene Faust geführten gewaltigen Angriff auf die dänische Kirche spürbar. Später empfingen verschiedene theologische Richtungen wesentliche Anregungen. Die Philosophie des Dialogs, von Ferdinand Ebner (1882–1932) bis hin zu Emmanuel Levinas (1906–1995), wurde durch die Auseinandersetzung mit Kierkegaard wesentlich geprägt. Lange Zeit wurde er auch als »Vater des Existenzialismus« betrachtet, was auch zutrifft, zumindest wenn man die ödipale Komponente im Verhältnis der Existenzialisten zu diesem »Vater« nicht unterschätzt. Sein Einfluss auf Martin Heidegger (1889–1976) ist bei weitem noch nicht ausgelotet. Außerdem gehört er seit etwa 1870 zum selbstverständlichen Bezugspunkt literarischen Schaffens und Rezipierens der modernen skandinavischen – später auch der deutschsprachigen – Literaturen. Und die Literatur des Fin de Siècle, der »fröhlichen Apokalypse«, meinte in Kierkegaards Schriften die ästhetisierte Zerrissenheit ihrer Zeit wiederzufinden, die – selbst voller Esprit und Ästhetik – gerade das ästhetische Individuum kritisierte. Für Postmodernismus und Dekonstruktivismus ist er nach wie vor Gegenstand lebhafter Diskussion. Gerade der Dekonstruktivismus hat den Blick für die Intertextualität und Polyperspektivität eines literarischen Korpus geschärft, das sich einer eindeutigen Festlegung immer wieder im hyperboreischen Nebel von Vielschichtigkeit und in einem ausgeklügelten Netz von pseudonym erschienenen Schriften zu entziehen scheint.

Neben den genannten und zahlreichen weiteren Formen der Wirkung, die zumindest zum Teil recht gut dokumentiert sind, gibt es eine Rezeptionsart, deren Spuren kaum auszumachen sind. Und doch setzte sie schon zu Kierkegaards Lebzeiten – und damit früher als alle anderen – ein. Sie zeigt sich zum Beispiel in folgendem anonymen und armselig formulierten, mit ungelenker Hand geschriebenen Brief. Aufgehoben hat Kierkegaard dieses Schreiben an ihn freilich; mit welch gemischten Gefühlen er es zur Kenntnis genommen hat, wissen wir allerdings nicht. »Von einem unbedeutenden,

von dem diese Zeilen zeugen wie auch in der bildung, dem aber doch *die* Gabe geschenckt ist, Ihre Schriften zu erfassen und zu empfangen, die Ebenso gut für Den sind, der nichts von dem empfangen hat, was die Welt güter nennt, fühle ich etwas Mächtiges in meinem inneren, das zu sagen ich nicht unterlassen kann. Weit dafon, mich zu Jenem Einzelnen zu rechnen – aber doch zu dem Ewig Dankbaren für jädes Wort das von Ihrer Hant ausgeht.«[2]

Leben und Werk

»Du musst etwas tun!« Diesen originellen Einfall schreibt Kierkegaard einem gewissen Johannes Climacus zu, der in einem Park bei einem Konditor sitze und eine Zigarre rauche. Climacus sinnt über sein bisheriges Leben nach, das er hauptsächlich mit Studieren verbracht hat. Scharfsichtig bemerkt er, dass, wohin man auch blickt, die Wohltäter der Zeit den Menschen dadurch nützen, dass sie das Leben immer leichter machen: durch Eisenbahnen, Omnibusse, Dampfschiffe oder etwa durch das Telegrafieren. Andere erweisen der Menschheit durch leicht verständliche Überblicke und knappe Mitteilungen von allem Wissenswerten einen Dienst. Die wahren Wohltäter nützen ihren Zeitgenossen hingegen, so Climacus, »indem sie die Geistesexistenz kraft des Gedankens systematisch immer leichter und doch immer bedeutungsvoller machen: und was tust du?«[1] Hier nun muss er seinen Gedankengang unterbrechen, um sich eine neue Zigarre anzuzünden; und plötzlich durchfährt ihn der Gedanke: »Du musst etwas tun! Aber da es für dich mit deinen beschränkten Fähigkeiten unmöglich sein wird, etwas noch leichter zu machen, als es ohnehin schon geworden ist, so musst du, mit derselben begeisterten Menschenliebe wie die anderen, dich der Arbeit unterziehen, etwas schwerer zu machen.«[2] Ein für Climacus behaglicher Gedanke, ahnt er doch schon ein entsprechendes Bedürfnis derer, die alles leichter machen wollen, auch auf die Gefahr hin, dass die Leichtigkeit eines Tages überhand nehmen wird. Denn, so räsoniert er weiter: »Wenn bei einem Gastmahl, wo sich die Gäste schon den Magen überladen haben, einer darauf bedacht ist, noch mehr Gerichte herbeizuschaffen, ein anderer darauf, ein Brechmittel bereitzuhalten, so ist ja wohl wahr, dass nur der Erste erfasst hat, was die Gäste fordern, aber ob der andere sich nicht doch auch sagen

darf, bedacht zu haben, was sie fordern könnten?«[3] Deshalb beschließt Climacus, »überall Schwierigkeiten zu machen«. Er fängt damit beim Leichtesten an, bei etwas, was so einfach scheint: beim Existieren. Er fragt nicht, was es heißt oder was es bedeutet, ein Mensch zu sein; er fragt: Was *ist* »ein Mensch sein«? Was so leicht zu sein scheint, erweist sich als eine ungeheuer komplexe Sache. Es ist eines der Hauptthemen in der umfassenden *Abschließenden unwissenschaftlichen Nachschrift*, die unter Kierkegaards Pseudonym Johannes Climacus erschienen ist. Kierkegaards ganzes Denken kreist ja um die Existenz, um die Wirklichkeit des Menschen. Darin liegt seine Größe und seine Tragik – und natürlich auch seine Komik. Denn nur zu gut weiß er, dass das Denken die Wirklichkeit niemals erreichen kann, da das Denken die Wirklichkeit in Möglichkeit verwandelt. Eine gedachte Wirklichkeit ist eben nur eine Möglichkeit. Man muss Climacus zugestehen, dass er einen guten Ausgangspunkt gewählt hat, um »überall Schwierigkeiten zu machen«.

Glücklicherweise ist es aber etwas einfacher, einen verständlichen Überblick zu schreiben, um eine »knappe Mitteilung von allem Wissenswerten« zu geben. Doch auch dabei gilt es – mit Climacus – nicht nur zu bedenken, was der Leser oder die Leserin fordert, sondern auch, was sie fordern könnten. Eine einführende Schrift mit den Kernthesen in Kierkegaards Werk sollte deshalb nicht nur dafür Sorge tragen, noch einen Gang aufzutischen, sondern ebenso dafür, ein Vomitiv bereitzuhalten. Diese beiden Dinge liegen glücklicherweise im Falle von Kierkegaards Leben und Werk nie allzu weit auseinander.

Kierkegaards Leben und Werk sind so eng verschlungen wie bei kaum einem anderen Denker. Das ist nicht weiter verwunderlich, wenn man bedenkt, dass es ihm um die Wirklichkeit des konkreten, einzigartigen und unvertretbaren Individuums geht. Obwohl er ein kluger Beobachter war, kannte er dieses Individuum natürlich aus erster Hand nur von sich selbst. Man kann das freilich auch gegen ihn verwenden und

sein Denken und seine Einsichten mit dem Hinweis auf seine Biografie abwerten.

Die Szenerie für Kierkegaards Leben bildet hauptsächlich Kopenhagen – die Königliche Residenz- und Hauptstadt, die Kierkegaard mit Wort und Blick von außen als »Krähwinkel« bezeichnet und an der er zeitlebens mit ganzem Herzen hängt. Abgesehen von vier Aufenthalten in Berlin, je einer Reise nach Schweden und nach Jütland, in die Heimat des Vaters, sowie den ausgedehnten Kutschfahrten ins Umland verlässt er die Stadt nicht, die Mitte der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts etwa 120 000 Einwohner zählt. Hier wurde Sören Aabye Kierkegaard als jüngstes von sieben Geschwistern am 5. Mai 1813 geboren. Zu diesem Zeitpunkt war sein Vater Michael Pedersen Kierkegaard bereits sechsundfünfzig Jahre alt. Die Mutter, Ane Sörensdatter Lund (1768–1834), wird in den Schriften Kierkegaards nie namentlich erwähnt. Sie war als Dienstmädchen aus der Provinz nach Kopenhagen gekommen. Kurz nach dem Tod seiner ersten Frau – diese erste Ehe blieb kinderlos – heiratete Michael Pedersen Kierkegaard sein Dienstmädchen Ane etwas überstürzt, da sie von ihm schwanger war. Sie hatte keine bürgerliche Bildung erhalten und konnte vermutlich auch nicht schreiben. Daraus schließen manche, dass sie für Kierkegaard von untergeordneter Bedeutung gewesen sei. Wir wissen aber, dass ihr Tod im Jahr 1834 ihn sehr tief getroffen hat. Vielleicht haben seine Wertschätzung für die einfachen Leute, die Kierkegaard zeitlebens – wenn auch nicht unverkrampft – beibehalten hat, sowie der Wert, den er auf einen unreflektierten, unmittelbaren Zugang zum Leben legt, mit seiner Mutter zu tun. Der Bruder Peter Christian Kierkegaard hat in der Rede beim Begräbnis von Sören Kierkegaard darauf hingewiesen, dass er in seinen Schriften viele Worte seiner Mutter aufbewahrt hat. Auch die Beziehung zu seiner Mutter ist etwas, worüber Kierkegaard, vielleicht gerade aufgrund ihrer Bedeutung, geschwiegen hat. Die meisten seiner Geschwister starben früh. Sören Mikael (1807–1819) starb zwölfjährig nach einem Un-

fall in der Schule. Maren Kirstine (1797–1822) starb, als Sören acht Jahre alt war. Niels Andreas (1809–1833) wurde gezwungen, eine kaufmännische Lehre zu machen, obwohl er lieber studiert hätte. Er war einer der ersten dänischen Auswanderer in Nordamerika. Er reiste nach Boston und von dort weiter nach Paterson, New Jersey, wo er nach kurzer, heftiger Krankheit im Alter von vierundzwanzig Jahren starb. Nicoline Christine (1799–1832) und Petrea Severine (1801–1834) starben beide im Kindbett. All die Todesfälle geliebter Menschen müssen traumatische Erlebnisse für Kierkegaard gewesen sein.

Der Einzige, der Sören überlebte, ist Peter Christian (1805–1888). Er studierte Theologie in Kopenhagen und erhielt seinen Doktorgrad in Göttingen, wo er wegen seiner rhetorischen Fähigkeiten »der Disputierteufel aus dem Norden« genannt wurde. Er wurde Pfarrer, später Bischof von Aalborg und für kurze Zeit auch Kultusminister. Er war äußerst wankelmütig und wurde von seinem Bruder als »pussilanimus« (kleinmütig, verzagt) beschrieben. Zwischen diesen beiden gab es stets eine Rivalität um die Anerkennung des Vaters. 1875 gab Peter Christian die Bischofswürde auf, 1879 schickte er seine Auszeichnungen und Orden (Ridder af Dannebrog) an die Regierung zurück, weil er sich ihrer zunehmend als unwürdig betrachtete. Die Einkünfte aus dem Wiederabdruck von Sören Kierkegaards Schriften spendete er für wohltätige Zwecke, obwohl er manchmal große finanzielle Sorgen hatte. Peter Christian Kierkegaard starb am 24. Februar 1888, im Alter von zweiundachtzig Jahren, in geistiger Umnachtung. Die Beziehung zu seinem Bruder war für Sören zweifellos wichtig – nicht zuletzt wegen des Verhältnisses zum Vater.

Der Vater selbst jedenfalls spielte eine entscheidende Rolle für Kierkegaard. Michael Pedersen Kierkegaard (1756–1838) war ein gebürtiger Jüte, der es vom armen Hirtenjungen in Westjütland zum angesehenen und überaus reichen Händler in Kopenhagen gebracht hatte. Als schwermütiger Mensch

sah er in diesem Erfolg aber nicht den Segen Gottes, sondern die Auswirkung des subtilsten Fluches, der auf einem Menschen liegen konnte. Er war der Staatskirche, vor allem wegen Bischof Jakob Peter Mynster (1775–1854), treu verbunden, besuchte aber auch regelmäßig die Versammlung der Herrnhuter in Kopenhagen. Die Herrnhuter waren im damaligen Kopenhagen eine Alternative zur rationalistischen Theologie, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts bei großen Teilen der Geistlichkeit in Dänemark vorherrschte. Michael Pedersen Kierkegaard unterstützte die Brüdergemeinde, wie sie auch genannt wurde, ökonomisch. Als man 1816 beschloss, ein neues Versammlungshaus für etwa 600 Menschen zu bauen, stand er dem Baukomitee vor. Die Herrnhuter haben ihren historischen Ursprung in der tschechischen Reformation und im Pietismus, aber auch eine spirituelle Tradition mit Wurzeln, die bis zur Devotio moderna (einer der deutschen Mystik verwandten religiösen Erneuerungsbewegung des 14. bis 16. Jahrhunderts) zurückreichen. Sie hegten Vorbehalte gegenüber kirchlicher Institutionalisierung. Großen Wert legten sie auf eine integre persönliche Lebensführung, die nicht auf intellektueller Einsicht, sondern auf Verinnerlichung und Umkehr fußte. Noch viele Jahre später hat Kierkegaard die düstere Welt dieses Christentums und die Erziehung durch den strengen Vater miteinander in Verbindung gebracht. Etwa zehn Jahre nach dem Tod des Vaters schreibt Kierkegaard: »Als Kind wurde ich streng und ernst im Christentum erzogen, menschlich gesprochen: auf wahnsinnige Weise erzogen: Bereits in der frühesten Kindheit hatte ich mich an Eindrücken überhoben, unter denen der schwermütige Greis, der sie mir auferlegt hat, selbst zusammenbrach – ein Kind, wahnsinnig, als schwermütiger Greis verkleidet. Furchtbar! Kein Wunder also, dass es Zeiten gab, in denen mir das Christentum als unmenschlichste Grausamkeit erschien, wenn ich auch niemals, selbst wenn ich am weitesten davon entfernt war, den Respekt dafür aufgab, fest entschlossen, besonders wenn ich selbst nicht wählen sollte, ein Christ zu werden,

niemals jemanden in jene Schwierigkeiten einzuweihen, die ich kannte und die ich in dem, was ich las oder hörte, niemals erwähnt fand.«[4]

Und ein Jahr später schreibt er in freudianischem Ton: »Es ist furchtbar, die Leichtsinnigkeit und Gleichgültigkeit und Selbstsicherheit zu beobachten, mit der Kinder erzogen werden: und doch ist jeder Mensch wesentlich das, wozu er als Zehnjähriger geworden ist; und doch wird man finden, dass beinahe alle ein Gebrechen aus der Kindheit mit sich tragen, das sie selbst in ihrem 70. Jahr nicht verwinden können; zudem leiden alle unglücklichen Individualitäten für gewöhnlich an einem verkehrten Kindheitseindruck. Oh, wehmütige Satire über das Menschengeschlecht: dass die Vorsehung deswegen beinahe jedes Kind so reichlich ausgestattet hat, weil sie im Voraus wusste, was ihm bevorsteht: dass es von ›Eltern‹ erzogen werden wird, d. h., verpfuscht werden wird, soweit ein Mensch es vermag.«[5]

Auch die Schule, die er besuchte, scheint ihm nicht viel Abwechslung geboten zu haben. Erst in der Zeit des Studiums gelang es Kierkegaard, sich von seinem strengen Elternhaus zu distanzieren. Er immatrikulierte sich im Herbst 1830 an der Universität Kopenhagen. Nach den vorgeschriebenen »Examen philologico-philosophicum« (Latein, Griechisch, Hebräisch, Geschichte, Mathematik und Philosophie) wendete er sich dem Modestudium der Theologie zu. In dieser Zeit nahm er auch Privatunterricht bei Hans Lassen Martensen (1808–1884), der ihn in die Dogmatik von Friedrich Schleiermacher (1768–1834) einführte. Zu diesem Zeitpunkt verstanden sich Martensen und Kierkegaard noch gut, auch wenn Martensen bei Kierkegaard einen Hang zur Sophistik beanstandete und dieser wiederum »Vornehmtuerei« bei Martensen entdeckt haben wollte. Kierkegaard war ein Intellektueller erster Generation. Das zeigt sich in seinem weder selbstgewissen noch selbstverständlichen Umgang mit akademischer Bildung, vielleicht auch in einer Animosität gegenüber akademisch erfolgreichen Zeitgenossen. Mag sein,

dass er aber eben deswegen einen unverstellten, selbstständigen und tiefgründigeren Blick entwickeln konnte. Seine Arbeits- und Denkweise ist jedenfalls davon geprägt. Tiefer gehende Untersuchungen zu diesem Thema stehen noch aus – die Psychohistorie steckt als Disziplin trotz allem noch in den Kinderschuhen.

Ab etwa 1834/35 interessierte ihn das Studium nicht mehr so recht. Das ist freilich nicht weiter verwunderlich. Wir erinnern uns, dass er in den Jahren 1832 bis 1834 einen Bruder, zwei Schwestern und seine Mutter verloren hat. Erst nach dem Tod des Vaters im Jahr 1838 nahm er das Studium wieder ernst. In der Zwischenzeit aber lehnte er sich gegen die strengen Ideale und extreme Sparsamkeit des Elternhauses auf, indem er als Dandy durch das provinziell kleine Kopenhagen flanierte, viel Geld für Kleidung und Getränke ausgab, sich in Cafés die Zeit vertrieb und sich häufig in Theater und Oper sehen ließ. Die hohen Schulden hatte der Vater zu begleichen. Mit dem Tod des Vaters im August 1838 wird diese Art des Aufruhrs überflüssig: Gerade einem Toten, meint Kierkegaard, kann man sich nicht mehr entziehen. Kierkegaard betrachtete den Tod als das letzte Opfer des Vaters, damit aus ihm noch etwas werden kann. Dem Wunsch des Vaters gemäß bereitete er sich ernsthaft auf die abschließenden Prüfungen vor und gab noch im selben Jahr sein Erstlingswerk, *Aus den Papieren eines noch Lebenden*, heraus. Es ist nicht nur Kierkegaards erstes Buch, sondern zugleich auch das erste, das über den damals schon bekannten Hans Christian Andersen (1805–1875) geschrieben wurde. Eigentlich ist es eine zu lang geratene Besprechung von Andersens Roman *Nur ein Spielmann*. Sie hat Andersen nicht wenig geschmerzt. Kierkegaards Kritik läuft darauf hinaus, dass es Andersen an einer Lebensanschauung fehle, die allein dem Kunstwerk eine ästhetische Einheit verleihen kann. Die Einheit komme also notgedrungen von anderswo: aus Andersens Biografie. Deshalb sei sein künstlerisches Schaffen keine Produktion, sondern eher eine Amputation. Andersens Person dränge sich

dem Leser also auf. Das Problem einer Lebensanschauung, die Einheit und Zusammenhang stiftet, war in diesen Jahren ein wichtiges Anliegen für Kierkegaard – vielleicht hat er hier zugleich eine Selbstkritik geschrieben.

Am 8. September 1840 verlobt er sich mit Regine Olsen (1822–1904). Danach beginnt er mit seiner Dissertation *Über den Begriff der Ironie mit ständiger Rücksicht auf Sokrates*, die er Ende September 1841 verteidigt. In dieser Schrift, die er später nicht zu seinem Werk rechnet, stellt er die Frage nach der Wirklichkeit ausdrücklich in einem theoretischen Zusammenhang. Im philosophisch-historischen Teil der Dissertation untersucht er Sokrates (ca. 469–399 v. Chr.) als Ironiker. Die sokratische Ironie sei Ausdruck einer vorbehaltlosen Skepsis gegenüber der ethischen Ordnung der Dinge. Gesellschaftliche Werte werden im ironischen Abstandnehmen nicht mehr als verpflichtend anerkannt. Als Redefigur bedeutet Ironie nämlich, eines zu sagen, aber etwas anderes zu meinen. Daher könne der Ironiker auf nichts Definitives festgelegt werden. Er distanziere sich so von den geltenden Normen. Es stelle sich ein Gefühl der Überlegenheit gegenüber all denen ein, die sich an diese Normen halten. Damit werde der Ironiker auf sich selbst, auf seine Subjektivität als Norm seines Handelns zurückgeworfen. Kierkegaard sieht dies als die große Errungenschaft des Sokrates an: Dadurch wird er frei im Verhältnis zu seiner Umwelt. Diese Bewegung betrachtet er als unverzichtbar für jedes echt humane Leben. Das Problem dabei ist, dass der Ironiker gleichzeitig auch die Wirklichkeit verliert. Sokrates habe allerdings gar nicht das Bedürfnis, diese Wirklichkeit zurückzugewinnen. Später sollte Kierkegaard dieses Sokrates-Verständnis revidieren, an der befreienden Wirkung der Ironie, die es ermöglicht, sich zu distanzieren, jedoch festhalten.

Im zweiten Teil der Dissertation untersucht Kierkegaard die romantische Ironie des »Jungen Deutschland« (ca. 1830–1850). Die Vertreter dieser Ironie haben laut Kierkegaard die befreiende Wirkung der Ironie verstanden, zugleich aber

auch erkannt, dass damit ein Weltverlust einhergeht. Sie würden im Gegensatz zu Sokrates jedoch versuchen, die verlorene Wirklichkeit wiederzugewinnen, eine Versöhnung mit ihr anzustreben. Ihr Problem bestehe darin, dass sie lediglich die durch die eigene Fantasie geschaffene Wirklichkeit anstreben; deswegen sei ihre Versöhnung eine mit einer fantastischen Wirklichkeit. Tief im Inneren wüssten diese Ironiker, dass sie sich mit einer selbst geschaffenen Wirklichkeit versöhnen. Kierkegaard schlägt nun als mögliche Lösung eine »beherrschte Ironie« vor. Darüber verliert er zwar nicht viele Worte. Die Problemformulierung, die rhetorische und existenziell verstandene Ironie, die Figur des Sokrates und zum Teil die Auseinandersetzung mit der Romantik bleiben jedoch bestimmend für Kierkegaards Werk.

Im Oktober 1841 hebt Sören Kierkegaard die Verlobung mit Regine Olsen auf. Zuvor hat er durch widerwärtiges Verhalten vergeblich versucht, sie dazu zu bewegen, ihrerseits die Verlobung aufzulösen. Am 25. Oktober war er bereits auf dem Weg nach Berlin, teilweise wohl auch, um sich dem Skandal um die Auflösung der Verlobung zu entziehen. Dort hielt er Kontakt mit seinem Freund Emil Boesen; und in einem seiner Briefe an ihn heißt es: »In ebendem Maß, in dem ich fühle, ein außergewöhnlicher Erotiker zu sein, in ebendem Maß weiß ich, dass ich ein schlechter Ehemann bin und immer bleiben werde. Das Eine steht leider immer oder so gut wie immer im umgekehrten Verhältnis zum Anderen […]. Ich unterschätze mich hier nicht selbst, aber mein geistiges Leben und meine Bedeutung als Ehemann sind ungleiche Größen.«[6]

Mit dieser Aussage kommt man vielleicht so nahe an den Grund für die Aufhebung der Verlobung heran wie möglich. Verwinden sollte Kierkegaard diese unerfüllte Beziehung sein ganzes Leben nicht. In Berlin blieb er vier Monate. Er besuchte dort unter anderem Schellings Vorlesungen über die *Philosophie der Offenbarung*. Darin geht es um die so genannte zweite Philosophie von Friedrich Schelling (1775–1854). Sie beschäftigt sich nicht mit dem, *was* etwas ist,

sondern mit dem *Dass* eines Seins. Sie hat sozusagen die Wirklichkeit selbst als Aufgabe. Kierkegaards anfängliche Begeisterung schlägt schnell um in Enttäuschung. »Schelling faselt ganz unerträglich«, schreibt er an seinen Bruder in Kopenhagen: »Ich bin zu alt, um Vorlesungen zu hören, ebenso wie Schelling zu alt ist, sie zu halten.« Es ist nicht sicher, ob sich Kierkegaard im Klaren darüber war, dass einige seiner wichtigen Kritikpunkte an der spekulativen Philosophie hier von Schelling vorweggenommen sind. Auch Kierkegaard wird den Unterschied zwischen dem *Was* eines Seins und dem *Dass* eines Seins, zwischen Essenz und Existenz gegenüber der spekulativen Philosophie einklagen. Viel mehr als Schellings Ausführungen interessierte ihn aber die eigene Arbeit an *Entweder-Oder*, von dem ein großer Teil in Berlin entstanden ist. Nach der Rückkehr im November 1842 stellte er das Manuskript fertig und am 20. Februar 1843 erschien das erste große Werk Kierkegaards unter dem Pseudonym Victor Eremita. Kurz darauf, auf seinen 30. Geburtstag datiert, erschienen die *Zwei erbaulichen Reden* von 1843 unter eigenem Namen. Dann folgten erstaunlich rasch weitere erbauliche Reden, alle unter eigenem Namen – mit den beiden erwähnten zusammen sind es achtzehn Reden. Die Reihe dieser frühen erbaulichen Reden wurde im April 1845 mit *Drei Reden bei gedachten Gelegenheiten* abgeschlossen.

Zunächst meint »erbaulich« eine bestimmte literarische Gattung, die Kierkegaard freilich in mehreren Formen präsentiert und für die er unterschiedliche Bezeichnungen findet. Diese orientieren sich etwa am Inhalt oder an bestimmten liturgischen Erfordernissen. Kierkegaard vermied die Bezeichnung »Predigten«, da er kein ordinierter Pfarrer war und deshalb keine solche Autorität für sich beanspruchte. Die Reden unterscheiden sich von den unter Pseudonymen erschienenen »ästhetischen« Schriften deutlich. Es ist nicht so einfach festzustellen, was »erbaulich« für Kierkegaard bedeutet. Man kann aber sagen, dass das Erbauliche für ihn einen zunächst abschreckenden Charakter hat; es beginnt mit dem Entsetzli-

chen, wie er sagt. Aber es hat auch einen Grund, von dem her etwas aufgebaut werden kann. Dieser Grund ist das allgemein Menschliche, also das, worin alle Menschen gleich sind. Um diesen Grund freizulegen, auf dem dann aufgebaut werden kann, bedarf es einer gewissen »Negativität«. Die »ästhetischen« Schriften werden nicht deswegen so bezeichnet, weil sie etwa eine höhere literarische Qualität hätten – tatsächlich ist einigen der Reden eine erstaunlich kunstvolle Form zu Eigen. Während das Erbauliche aber auf das allgemein Menschliche zielt, spielen die ästhetischen Schriften mit den Differenzen der Menschen, z. B. was deren philosophische Bildung betrifft. Die pseudonymen Werke erscheinen häufig nicht nur zeitgleich mit den erbaulichen, sondern enthalten oftmals auch thematische Bezüge zu ihnen. Von seiner zweiten Berlinreise im Mai 1843 brachte Kierkegaard etwa die Manuskripte *Die Wiederholung* und *Furcht und Zittern* mit nach Kopenhagen, die dann zusammen mit Reden veröffentlicht wurden. Unter anderen Pseudonymen veröffentlichte er im Juni 1844 *Philosophische Brocken* und gleich darauf *Der Begriff Angst* und *Vorworte.* Ende April 1845 kommt *Stadien auf des Lebens Weg* auf den Markt. Kierkegaard hatte vor, mit der ebenfalls unter einem Pseudonym publizierten *Abschließenden unwissenschaftlichen Nachschrift zu den philosophischen Brocken* Ende Februar 1846 die ganze schriftstellerische Tätigkeit abzuschließen. Dieses umfangreiche Werk endet mit einer »ersten und letzten Erklärung«, in der sich Kierkegaard zu den Pseudonymen Victor Eremita, Johannes de silentio, Constantin Constantius, Vigilius Haufniensis, Nicolaus Notabene, Johannes Climacus, Hilarius Buchbinder, William Afham, Assessor Wilhelm und Frater Taciturnus bekennt und die unter ihrem Namen erschienenen Werke als eigene zu erkennen gibt. Er meinte damit wirklich ans Ende seiner Laufbahn als Homme de Lettres gekommen zu sein und überlegte, Pfarrer in der Provinz zu werden.

Im Dezember 1845 wurde jedoch in einer literarischen Ab-

handlung die pseudonyme Schrift *Stadien auf des Lebens Weg* kritisch besprochen. Die in einem sehr persönlichen Ton gehaltene Rezension erwähnte auch missbilligend, wie Kierkegaard seinerzeit seine Verlobte Regine Olsen behandelt hatte. Kierkegaard kannte den Verfasser, Peder Ludvig Möller (1814–1865). Er wusste, dass Möller darüber hinaus anonym für ein satirisches Wochenblatt, für den *Corsaren*, arbeitete. Kierkegaard wurde bis dahin im *Corsaren* immer mit Respekt behandelt. Jetzt bat er darum, ebenfalls verhöhnt zu werden, da es für ihn kompromittierend sei, in einem derartigen Blatt gelobt zu werden. Die Herausforderung wurde angenommen; es kam für Kierkegaard viel schlimmer als erwartet. Sein ohnehin wenig vorteilhaftes Äußeres wurde aufs Schlimmste karikiert und er wurde der öffentlichen Demütigung ausgesetzt. Diese Phase dauerte viel länger als bisher angenommen. Tatsächlich erschien der letzte Artikel gegen ihn im Januar 1855.[7] Nach diesen Erfahrungen gab er seine früheren Pläne auf, denn die literarischen, sozialen und politischen Umstände hätten gerade einen »Außerordentlichen« wie ihn nötig, der sich für die Redlichkeit einsetzt.

Die erste Schrift, die nach diesen bitteren Erfahrungen erschien, *Eine literarische Anzeige. Zwei Zeitalter,* ist denn auch zeitkritisch. Seine eigene Zeit wird darin mit der der Revolution verglichen. Das Ergebnis: Der Gegenwart mangle es an Leidenschaft. Die weiteren Schriften, die Kierkegaard von nun an meist unter eigenem Namen herausgibt, haben auch einen anderen Charakter als jene vor der *Nachschrift*. Es handelt sich dabei um sechs Sammlungen von Reden. 1849 erscheint das anthropologische Hauptwerk, *Die Krankheit zum Tode*, unter dem Pseudonym Anti-Climacus, wobei Kierkegaard als Herausgeber auftritt. Ebenso verhält es sich mit dem christologischen Hauptwerk, *Einübung im Christentum*, von 1850. Neben einigen kleineren Schriften ist noch der Text *Über meine schriftstellerische Tätigkeit* zu erwähnen. Er wurde im August 1851 veröffentlicht; es handelt sich um eine autobiografische Skizze. Hier deutet Kierkegaard die Entwick-

lung seines literarischen Schaffens: vom Dichter, vom Ästhetischen, von den Pseudonymen hin zur Innerlichkeit des Glaubens, zur christlichen Forderung entweder der Nachfolge Christi oder zumindest zum Eingeständnis, nicht wirklich christlich zu leben. Selbst sei er ohne Autorität, er wolle nur aufmerksam machen – auf das Christliche.

Neben den bisher angeführten unter eigenem Namen veröffentlichten »erbaulichen Reden« und den unter verschiedenen Pseudonymen publizierten Werken gibt es noch eine dritte, recht umfangreiche Gruppe von Schriften, mit denen sich Kierkegaard immer mehr aus seiner eigenen Zeit heraus- und in die Geschichte hineingeschrieben hat. Es handelt sich dabei um seinen literarischen Nachlass, auf den er sich schon zu Lebzeiten einmal mit der Bezeichnung »meine nachgelassenen Papiere« bezieht. Zum Teil können sie durchaus als Tagebücher bezeichnet werden, enthalten sie doch chronologisch geordnete, regelmäßige Aufzeichnungen von inneren wie äußeren Erlebnissen. Für eine bestimmte Art von Aufzeichnungen verwendet Kierkegaard den Ausdruck »Journale«. In diesen legt er nicht selten eine Art Rechenschaft über sich selbst und seinen Fortschritt in der eigenen Selbstvervollkommnung ab. Der etwas unscharfe Ausdruck »Journale« ist dafür nicht unpassend. Nicht nur weil Kierkegaard selbst ihn verwendet, sondern weil die Bezeichnung »Tagebücher« zu sehr auf Privates und bloß biografisch Relevantes geht, trifft die Bezeichnung »Journale« am ehesten zu. Obwohl in mehreren Strängen verlaufend, sind sie naturgemäß chronologisch geordnet, um die eigene Entwicklung augenfällig zu dokumentieren. Auch wenn Kierkegaard zumindest andeutungsweise seine Journale der Sphäre des Gedächtnisses zuordnet, während die Tagebücher zu jener der Erinnerung gestellt werden[8] – das Gedächtnis zielt ja bei ihm auf eine beinahe mechanisch-treue Wiedergabe von Ereignissen, während man in dem, was er als Erinnerung bezeichnet, freier, poetischer, sozusagen in einem wieder-schaffenden Verhältnis dazu steht –, heißt das nicht, dass die Journale unkritisch als